





Nr. 78.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 2. April.

1903

Nachdruck verboten.

Der Harrasprung.

Von Gustav Lange.

1. Kapitel.

Auf dem Söller der Burg Lichtenwalde, unweit dem Zusammenfluß der Bschopau und Blöha, der schönsten Gegend des sächsischen Erzgebirges, saß der junge Ritter Dietrich von Harras und beugte sich wiederholt vor, um nach der gegenüberliegenden Burg Schellenberg seinen Blick zu richten. Er war sichtlich aufgeregt und konnte seine Unruhe kaum bemeistern, denn er erwartete seinen Burgkaplan, den Vater Anselmus zurück, welcher von ihm mit einem wichtigen Auftrag forgesandt worden war. Endlich sah er ihn zwischen den hohen Bäumen den zur Burg emporführenden Weg daherschreiten; das Herz des Ritters begann höher zu schlagen, denn von der Nachricht, die der Vater zurückbrachte, hing das Glück seines Lebens ab, kein Wunder daher, daß er von der Ungebuld fast verzehrt wurde.

Ritter Dietrich von Harras war zwar noch jung, er befand sich erst im Anfange der zwanziger Jahre, aber er war schon angesehen und hoch geachtet unter der sächsischen Ritterschaft, hatte er doch schon frühzeitig den Ritterschlag und die goldenen Sporen erhalten und sich durch kühne Thaten in den Feldzügen seines Landesherrn, des Herzogs Albrechts, ausgezeichnet. Es war auch allgemein bekannt, daß ihn Herzog Albrecht ganz besonders wohlwollte, und so konnte er hoffen, in jedem adelichen Hause, wo er sich eine Hausfrau auswählen wollte, willkommen zu sein, zumal auch gewiß war, daß sein durchtauchter Gebieter nöthigenfalls den Brautwerber für ihn machen würde. Aber es schien dies gar nicht nöthig zu sein, denn Dietrich von Harras hatte seine Herzenswahl schon getroffen und eben in dieser Angelegenheit den Vater Anselmus nach Burg Schellenberg gesandt.

Der junge Rittersmann liebte schon seit längerer Zeit die Tochter des Burghauptmanns von Schellenberg, des Götz von Schlotheim, aber da dieser bisher immer feindlich gegen ihn gesinnt gewesen war und ihm schon mehr als einmal Beweise davon gegeben, wie sehr er ihn haßte, so hatte Dietrich von Harras selbst es noch nicht gewagt, bei Götz von Schlotheim um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Vater Anselmus sollte nun versuchen, als Beichtiger dem Burghauptmann ins Herz zu reden, damit er in eine Verbindung seiner Tochter mit Dietrich von Harras willige. Auf diese Fürsprache des Vaters hatte nun der junge Ritter große Hoffnung gesetzt und wartete daher auf dem Söller seiner Burg mit Ungebuld auf die Rückkehr desselben.

Je näher Vater Anselmus der Burg kam, desto mehr verlangsamte er seine Schritte und ließ wie sinnend das Haupt auf die Brust herabsinken. Von seinem erhöhten Standpunkt aus bemerkte dies der Ritter ganz deutlich und er begann daher nichts Gutes zu ahnen, denn nur ein Mißerfolg konnte den Vater zu diesem Gebahren veranlassen. Mit eiligen Schritten würde er sicher dem Schlosse zustreben, wenn er der Ueberbringer einer freudigen Mittheilung, aber so suchte er den Augenblick hinauszuschieben, wo er das Scheitern der ihm übertragenen Mission berichten mußte. Eine seltsame Herzensbeklemmung kam über Dietrich von Harras, als er seinen Platz auf dem Söller verließ und sich hinunter in den Saal begab, um hier den Vater zu erwarten.

Deutlich hörte er das kreischende, unangenehme Geräusch, wie die Zugbrücke niedergelassen wurde und durch die runden bleigefassten Fenster sah er den Sendboten über die Brücke in den Schloßhof schreiten. Nun war es aber mit seiner Selbstbeherrschung vorbei; er konnte nicht länger seine Ungebuld zähmen, hastig riß er einen der Fensterflügel auf und rief in den Schloßhof hinein:

„Ein Zeichen, Vater, gebt mir, habe ich zu hoffen oder nicht?“

Der Vater machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand und mit einem tiefen Seufzer trat der Ritter vom Fenster zurück. —

Wenige Minuten später sahen Dietrich von Harras und Vater Anselmus in dem Rittersaale einander gegenüber; tiefes Schweigen herrschte zunächst zwischen den beiden Männern, als fände keiner von ihnen Worte zu einer Anrede.

„Sagt getrost, was Ihr mir zu berichten habt, frommer Vater, Ihr sollt mich fest finden, und alle Hoffnung ist doch noch nicht vergebens, glaube ich“, nahm endlich der Ritter das Wort.

„Wollte Gott, es wäre mir vergönnt, nachdem ich Euch nun einmal einen ungünstigen Bescheid bringen muß, Euch wenigstens die Hoffnung zu lassen, aber auch diese muß ich Euch rauben, denn der alte Götz von Schlotheim ist hart wie ein Fels und ebensowenig zu erweichen als ein solcher.“

„Diese Wort sind ein schlechter Trost, aber kein Baum fällt auf den ersten Hieb“, versetzte Ritter Harras bitter, der sich wie ein Ertrinkender an einen Strohalm zu klammern schien.

„So hart es Euch ankommen mag und so weh es mir selbst thut, Euch das vollständige Scheitern meiner Mission eingestehen zu müssen, aber es ist wirklich keine Aussicht. Wie habe ich doch dem Schlotheimer Eure Liebe zu seinem Kinde geschildert und wie sie Euch wieder liebt, aber alles war vergebens, ich predigte tauben Ohren. Reist daher alle Hoffnung aus Eurem Herzen, Götz von Schlotheim giebt Euch nie und nimmer seine Tochter zum Weibe, — denn er haßt Euer ganzes Geschlecht.“

„Woher rührt nur dieser unversöhnliche Haß des Schlotheimer gegen mich und meine Familie?“ fragte Dietrich von Harras. „Ich selbst habe ihm wirklich nie etwas zu leide gethan und von meinen Vorfahren weiß ich es auch nicht. Könnt Ihr mir keinen Aufschluß darüber geben, vielleicht ist es mir möglich, ihn wieder zu versöhnen?“

„Ach, das ist eine alte Geschichte“, entgegnete der Vater, „und der Schlotheimer ist unversöhnlich. Eher fällt die Burg Schellenberg in Trümmer, als daß er seinen Haß aufgibt, ich kenne ihn.“

„Um Gottes Willen, was ist denn geschehen, was ist zwischen meiner Familie und der seinigen vorgefallen!“ rief der Ritter erschrocken, denn zum ersten Male hörte er von dieser Feindschaft, denn auch von seinen verstorbenen Eltern hatte er nie etwas davon erfahren. „Ich flehe Euch an, frommer Vater, erzählt mir alles und verschweigt mir nichts, es ist doch Zeit, daß auch ich etwas davon erfahre, wer die Schuld an dieser Zwietracht trägt und wenn dieselbe auf unserer Seite liegt, so will ich hingehen und Götz von Schlotheim persönlich abbitten, was ihm an Unrecht zugefügt worden ist.“

„Nein, nein, die Schuld liegt an Götz von Schlotheim“, unterbrach Vater Anselmus. „Er ist Zeit seines Lebens ein böser Hänkeschmied gewesen und habgierig dazu, der seinem lieben

Nächsten nichts gönnt, ich kenne ihn schon lange. Aber obwohl er sich bewußt ist, im Unrechte zu sein, so will er dies doch nicht eingestehen und lebt sich immer mehr in seinen blinden Haß hinein, den er sogar vom Vater auf den Sohn übertragen hat. Na, ich will Euch die Ursache erzählen, Ihr mögt danach selbst beurtheilen, ob Eure Liebe nicht eine hoffnungslose ist und Ihr nicht klüger handelt, wenn Ihr dieselbe aus Eurem Herzen reißt!"

"Nimmermehr geschieht dies!" rief der Ritter und sprang heftig von seinem Sitz auf. Sein Blick sonst freundlich und mild wurde furchtbar. "Geht es nicht im Guten, so muß es im Bösen gehen, Wittgarde muß mein werden und sollte ich sie mit Gewalt rauben — bekomme ich sie aber nicht, so begeben sich in ein Kloster, denn ohne sie mag ich unter den übrigen Menschen auch nicht mehr leben."

"Hören Sie mich erst einmal an", besänftigte der Vater den jungen Mann, bei dem auch sofort die Besonnenheit die Oberhand gewann.

"Wartet einen Augenblick, Ihr werdet hungrig und durstig sein; laßt Euch erst an Speise und Trank und erzählet mir nachher, was Ihr von dieser traurigen Geschichte wißt."

Dietrich von Harras ging selbst hinaus, um das Angebotene durch einen Bediensteten herbeibringen zu lassen, obwohl der Vater ihn zurückhalten suchte, indem er vorgab, daß es ihn durchaus nicht nach leiblichen Genüssen verlange.

2. Kapitel.

"Eine Reihe von Jahren ist schon darüber verflossen, seid der Samen der Zwietracht zwischen Hermann von Harras, Eurem seeligen Vater und dem Göz von Schlotheim auf fruchtbaren Boden gefallen und üppig ins Kraut geschossen ist", begann Vater Anselmus, nachdem er mehrmals mit der Hand über die gefurchte Stirn gefahren, als müsse er sein Erinnerungsvermögen erst sammeln. "Für geleistete treue Dienste beehrte damals der Herzog Albrecht Euren Vater mit der Burg Lichtenwalde, um welches Behen sich indeß Göz von Schlotheim schon längere Zeit bemüht und auch ein größeres Anrecht zu haben glaubte, aber der Herzog war nun einmal Eurem Vater wohl gesinnt und dies gab den Ausschlag. Seitdem hegt der Schlotheimer einen gewaltigen Groll gegen die Familie Harras und bald sollten noch einige Umstände hinzukommen, die den Groll in unverföhllichsten Haß und Feindschaft verwandelten."

Der Vater machte eine Pause und richtete seinen Blick forschend auf den jungen Ritter, aber es war schwer zu erkennen, welchen Eindruck diese Worte auf ihn gemacht hatten, denn sein Blick war unterwandt ins Weite gerichtet, als interessirte ihn die Erzählung nicht sonderlich und doch war ihm keine Silbe entgangen — schon wollte er seinem Gegenüber ungeduldig zurufen: "Weiter, weiter!" als derselbe von selbst weiterfuhr:

"Auch bei dem zweiten Fall spielt lediglich die Sucht nach Goldeine Rolle; bei der ihm beherrschenden Gabsucht kann Göz von Schlotheim empfindlich getroffen werden, wenn nach dieser Hinsicht Jemand seine Pläne durchkreuzt, wie es Euer Vater gethan. Durch ein schweres Verbrechen hatte der dem Schlotheimer verwandte sächsische Ritter Kurt von Hohenstein sein Leben verwirkt. Sein Besitzthum war zerstört worden, während es ihm und seiner Gattin gelungen war, sich mit ihren reichen Schätzen der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen und lange Zeit irrte er planlos umher. Göz von Schlotheim gehörte, trotz der Verwandtschaft, zu den eifrigsten und unablässigsten Verfolgern Kurt von Hohensteins und seiner Gattin denn es gelüstete ihn nach deren Schätzen, die ihm zufallen mußten. Er spürte die Flüchtlinge auch richtig in einem Nonnenkloster auf und sie hätten zweifelsohne in seine Gewalt fallen müssen, wenn Euer Vater sie nicht rechtzeitig gerettet und mit auf seine Burg Lichtenwalde genommen hätte. Göz von Schlotheim war wüthend, daß Harras ihm die Verfolgten entzogen und ruhte nicht eher, bis Herzog Albrecht jenem den Befehl zusandte, das Ehepaar, nebst den Schätzen, welche es bei sich führte, dem Schlotheimer auszuliefern. Hermann von Harras bedauerte, dem Befehl nicht Folge leisten zu können, da die Gefuchten schon vor einiger Zeit heimlich aus seinem Schlosse entflohen seien, ohne daß er wisse und sagen könne wohin und seitdem blieben die beiden verschollen. Es mag sein, daß hier Euer Vater nicht ganz einwandfrei gehandelt, aber wie ich ihn kannte, war es nur sein gutes Herz, welches ihn dazu verleitet hatte. Ihr könnt Euch natürlich denken, daß der Haß des um die erhofften Schätze gekommenen Schlotheimers dadurch neue Nahrung erhielt, die Luft zwischen den benachbarten Rittern sich immer mehr und mehr erweiterte."

Ein tiefer Seufzer des Ritters, der energisch den Kopf erhob, unterbrach den Vater in seiner Erzählung und ließ ihn erstaunt anschauen.

"Ich würde auch nicht anders gehandelt haben, frommer Vater", sagte Dietrich von Harras. "Und ich bin fest davon überzeugt, daß mein seeliger Vater niemals gegen seine Mitreue verstoßen hat. Doch fahret fort, ich merke, Ihr seid noch lange nicht zu Ende."

"Glaube es wohl, daß Ihr ebenso gehandelt hättet", nahm der Vater den Faden seiner Erzählung wieder auf. "Und außer dem um die Schätze betrogenen Göz von Schlotheim hat auch Niemand Eurem Vater ein Unrecht geziehen, nicht einmal der Landesherr. Aber ich komme nun zu dem dritten Falle, der den niederträchtigen, hinterlistigen Charakter des Schlotheimers erst im rechten Lichte zeigen wird. Euer Vater hatte sich eben vermählt und lebte überaus glücklich an der Seite seiner Gemahlin, Eurer Mutter. Trotzdem stand er nicht zurück, als der Landesherr, Herzog Albrecht, ihn nach Dresden berief und ihn zum Begleiter auf seiner Fuß- und Vetsahrt nach Jerusalem erkor. Er sagte bereitwilligst zu, dafür aber versicherte ihm der Herzog, daß die Herzogin sich seiner zurückbleibenden jungen Gattin gnädigst annehmen werde. Freilich, der Trennungsschmerz Eurer Eltern war kein geringer und nur die Ehre, welche ihm widerfahren, daß gerade ihn der Landesherr mit zu seiner Begleitung erwählt hatte, tröstete Euren Vater etwas darüber hinweg und wenige Tage später schied er mit seinem Landesherrn aus der Heimath. Die Herzogin Sibonia nahm sich wirklich der jungen Gemahlin Hermanns von Harras auf das Gnädigste an, lud sie mehrmals an ihren Hof zu Dresden und überhäufte sie mit Gnadenbeweisen. Der heimtückische Göz von Schlotheim, dessen Begleitung der Herzog nicht begehrt hatte, weil er ihn von jeher nicht gerne leiden mochte, weilte während der Abwesenheit des Herzogs auch öfters am Hoflager zu Dresden. Ihm gefiel die schöne, reizende Frau seines Feindes Harras und schnell war er mit einem Plane fertig, sich an dem verhaßten Harras durch dessen Frau recht empfindlich zu rächen, indem er sie ihm untreu machte, wenn dies irgend möglich, oder wenigstens durch sein Benehmen und durch geheime Intriguen öffentlich den Schein der Untreue auf sie zu werfen und dadurch des Harras Ehre tief zu kränken und seinen ehelichen Frieden gänzlich zu untergraben. Gewiß ein höllischer Plan, ganz des Schlotheimers würdig."

Er suchte sich ihr nun so oft als möglich zu nähern, wick oft stundenlang nicht von ihrer Seite und gab dadurch natürlich zu üblen Nachreden Anlaß. Er machte ihr förmlich den Hof und erklärte sie öffentlich für die Dame seines Herzens. Sie wick ihm aus, wo dies nur angängig war, ohne ihn direkt zu verletzen, denn der Mann war ihr zuwider; ihre reines Herz ahnte instinktmäßig den Abgrund des Bösen in seiner Seele. Noch hatte Göz von Schlotheim weiter nichts erreicht, als daß die Hofgesellschaft bisweilen über seine Huldigungen gegen die verheirathete Frau, deren Gemahl abwesend war, bedenklich die Köpfe schüttelten. Die junge Frau, die sehr richtig nichts Gutes für sich und ihren Gemahl vermuthete, bat schließlich die Herzogin, sie wieder heim auf ihre Burg Lichtenwalde ziehen zu lassen. Die hohe Frau gab ohne Bedenken ihre Einwilligung dazu, so ungern sie die ihr lieb gewordene Adelsheid von sich scheiden sah. Nur eine Bedingung stellte sie noch, sie sollte dem am nächsten Abend stattfindenden Adelstanz beiwohnen, diesem konnte sich Adelsheid nun nicht gut entziehen, obwohl sie eine geheime Angst bei dem Gedanken an dieses Fest, dem sicher auch Göz von Schlotheim beiwohnte, befiel.

Auf dem Rathhause zu Dresden fand der Adelstanz statt. Es war ein glänzendes Fest, und bei der herrschenden Luft und Fröhlichkeit vergaß anfänglich auch Adelsheid von Harras ihren geheimen Kummer etwas und bedauerte nur, daß ihr Gatte nicht anwesend sein konnte. Göz von Schlotheim hielt sich zuerst auch völlig fern von ihr, desto mehr aber sprach er dem Humper zu, bis der edle Saft allmählich auch bei ihm seine Wirkung that und in diesem Zustand näherte er sich endlich Ihrer Mutter und belästigte sie mit allerhand unschicklichen Reden. Sie verbat sich dieselben auf das Nachdrücklichste, aber er in seinem halbtrunkenen Zustande fühlte sich nur noch mehr angespornt und seine Worte wurden immer anzüglicher, schließlich legte er sogar seinen Arm um ihre Taille und wollte sie an sich ziehen — mit Aufbietung aller Kräfte stieß Adelsheid von Harras den Trunkenbold von sich und als er noch immer nicht von ihr lassen wollte, erhob sie ihre Hand und versetzte ihm eine weithin schallende Ohrfeige. Es entstand sofort ein peinliches Aufsehen im Saale und allgemein trat man auf die Seite Ihrer Frau Mutter, die so wacker ihre Frauenehre vertheidigt hatte, sodaß es Göz von Schlotheim für das Gerathendste fand, sich heimlich zu entfernen. Er fühlte sich auf das Schwerste beleidigt und schwur dem ganzen Geschlecht Harras unverwundbaren Haß.

Fortsetzung folgt.

Ein Verbrechen.

Nach dem Dänischen von Ernst Clausen.

(Nachdruck verboten.)

Wo bin ich? Einzelne Gegenstände sagen mir, ich sei zu Hause. Der Kleiderschrank, der da steht, gehört mir. Die Kommode und der Schreibtisch gehören mir auch. Aber das Zimmer selbst? Nein, das ist nicht dasselbe. Ich kenne es nicht, die Fenster in meinem Zimmer gehen auf einen offenen Hof hinaus; auch hier sind zwei Fenster wie in meinem eigenen Zimmer, aber sie liegen hoch über der Erde; wie ich annehmen muß, befinde ich mich im zweiten oder dritten Stock.

Ich will das Fenster öffnen und nachsehen, was das für ein Haus ist, in dem ich mich befinde. Doch nein! Jetzt sehe ich es, ich kann das Fenster nicht öffnen, denn es sind schwere, dicke Eisenstangen davor, meine Augen trügen mich nicht.

Du lieber Gott, wo bin ich denn? Was ist denn geschehen? Ich kann mich nicht erinnern, mein Haus verlassen zu haben. Wenn ich mich nur nicht so schwach fühle! Dann würde ich aus dem Bett aufstehen und selbst eine Erklärung für all das Rätselhafte suchen, das ich nicht zu begreifen vermag.

Doch was sehe ich? Da hängt ja ein Klingelzug über meinem Bett, und ich kann ihn fassen, wenn ich die Hand darnach ausstrecke. So! Jetzt habe ich geklingelt. Jetzt werde ich zu erfahren bekommen, was das alles zu bedeuten hat; ich lechze danach, neues zu hören.

Was ist das? Ein Mädchen? Nun ja, sie wird mir meine Fragen beantworten wollen. — Ich bin krank gewesen? — Sehr krank, sagen Sie? Ja, ja, ich kann es mir denken, meine furchtbare Schwäche beweist es mir, daß Sie die Wahrheit sprechen.

Aber wieso wurde ich krank? Und wie bin ich hierher gekommen? Was ist das für ein Ort, nach dem man mich gebracht hat?

Ich soll ruhig bleiben, dann wollen Sie mir alles erzählen?

Bin ich denn nicht ruhig? Na, erzählen Sie also! Ich dürste danach, die Wahrheit zu erfahren. Sie sagen, man hätte mich hierher gebracht, damit ich vollständig in Ruhe läge?

In Ruhe? Aber hören Sie doch nur dieses entsetzliche Geschrei! Ist das Ruhe und Stille? Weshalb antworten Sie nicht? Was verbergen Sie mir eigentlich?

Nein, nein, verlassen Sie mich nicht. Bleiben Sie noch einen Augenblick bei mir, ich bitte Sie darum. Ich werde ruhig sein, wenn Sie mir nur alles erzählen wollen.

Habe ich mich irgendwie überanstrengt, und bin ich davon krank geworden? Ja, Hans Christensen? — Aber womit? Sie wollen mir das ein andermal erzählen, wenn ich erst kräftiger bin? Nein, Sie müssen es mir erzählen. — Hören Sie, jetzt, diesen Augenblick, sonst werde ich —

Ja, ja, ich vergaß mich eine Sekunde lang. Aber sehen Sie, jetzt bin ich wieder ganz ruhig. Wenn Sie vergessen haben, womit ich mich überanstrengt habe, dann erbarmen Sie sich und sagen Sie mir doch wenigstens, wie lange ich hier in diesem — diesem Hospital gewesen bin? Und weshalb hat man mich hierher gebracht? Ist das kein Hospital? Was ist es denn? Ach, das können Sie nicht sagen? Weshalb bin ich hierher gekommen?

Ruhig soll ich sein? Ruhig, ruhig? Wie kann ich ruhig sein, wenn Sie mich mit Ihren Ausflüchten fast wahnsinnig machen? Wahnsinnig machen? Wer sprach da von wahnsinnig? Bin ich wahnsinnig und sind Sie es? Habe ich selber das Wort ausgesprochen? Sie lügen, ich habe nie gesagt, daß ich wahnsinnig bin.

Glauben Sie etwa, ich — Professor Hans Christensen wäre für meine Behauptung nicht verantwortlich?

Nein, nein, verlassen Sie mich nicht, ich bitte Sie darum. Beantworten Sie mir wenigstens meine Fragen, bevor Sie die Thür verschließen und mich wieder der schrecklichen Einsamkeit überlassen. Sie wollen fort?

Nun denn, so werde ich — ich werde — doch nein, nein! Ich bin nicht kräftig genug, meine Beine tragen mich nicht, die Kräfte schwinden mir.

Weshalb sah sie mich so an?

Ich höre, wie der Schlüssel im Schlosse umgedreht wird.

Ich sehe, sie beobachtet mich durch das kleine Fensterchen in der Thür. Ein solches Fenster ist aber gewöhnlich nur in einem Gefängnis oder in einem Irrenhause.

Ist das ein Gefängnis? Die Eisenstangen an dem Fenster sagen mir, daß meine Vermutung richtig ist. Aber weshalb sind meine eigenen Möbel hier, wenn das ein Gefängnis ist? Und welches Verbrechen habe ich begangen?

Laßt mich nachdenken, was das alles zu bedeuten hat! Ein Abschnitt meines Lebens ist mir nicht klar. Das Rätsel, wie ich hierher gekommen, läßt sich nur durch meine Krankheit lösen. Sie sagt mir, ich hätte mich überanstrengt bei dem oder jenem. Ich will alles genau durchgehen, was ich getan habe, und Glied für Glied die Ketten von Umständen bilden, die mich dahin gebracht haben, daß ich mich jetzt in einem Gefängnis befinde oder in einem — nein, nein, das nicht, nur das nicht!

Um von vorn zu beginnen, wer und was bin ich? — Hans Christensen, Professor der Chemie. Das ist richtig.

Womit habe ich mich nun aber besonders beschäftigt? Verschiedene Untersuchungen, auf die ich mein ganzes Wissen konzentriert habe — Analysen, bei denen es sich um Tod oder Leben handelte. Betrachten wir sie einmal näher.

Da war zuerst der Fall Gransen. Ich war damals sehr jung, und es war der erste Fall, der mir unterbreitet wurde.

Er war ein schlauer Schurke, dieser Gransen — ein Amateurphotograph, der sich mit seinem Verstand, kolorierte Photographien herzustellen, einen bekannten Namen in der Wissenschaft gemacht hat.

Jeder wunderte sich, daß seine Frau so ungewöhnlich hoch verschleiert war, während es allgemein bekannt war, daß sie an einem ernststen Herzübel litt, und hätte Gransen nicht die Unvorsichtigkeit begangen, einen langen Artikel in der Photographen-Zeitung über Chantali zu veröffentlichen, so wäre er vielleicht seiner wohlverdienten Strafe entgangen. Doch ich machte darauf aufmerksam, und es gelang mir zu beweisen, daß die arme Frau mit Chantali vergiftet worden war.

Doch das war das reine Kinderspiel im Vergleich zu dem Falle Almad. Der arme Almad! Er hatte gar keine Ahnung davon, als er sich vom Dienst zurückzog, daß er sich seinen jüngsten Bruder zum unverdächtigsten Feinde gemacht und daß dieser geschworen hatte, sich für eine ihm vor vielen Jahren zugefügte Beleidigung zu rächen. Almad litt an Fieberanfällen und gebrauchte viel Opium, ohne zu ahnen, daß er eines Tages infolge dieser Gewohnheit den Tod finden würde.

Der Bruder, der zu seinem Universalerben eingesetzt war, benutzte eine Gelegenheit, um Morphin in das Opium zu mischen, was natürlich Almad's augenblicklichen Tod zur Folge hatte.

Der Mörder litt fürchterliche Gewissensqualen, obwohl ihm nichts bewiesen werden konnte, denn niemand glaubte an mein Gutachten. Doch da der Mörder schließlich Selbstmord verübte, nachdem er zuvor ein reumütiges Geständnis abgelegt, so hatte man den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung, und mein Ruf stand seit der Zeit festgegründet.

Natürlich hatte ich noch in einer ganzen Reihe anderer Fälle zu tun, doch ich erinnere mich ihrer nicht mehr besonders.

Doch ein Fall war da noch — die Geschichte einer Frau, bei deren Erinnerung mir das Herz klopfte, als wenn es mir in der Brust entzweispringen sollte, und mein Blut kochte wie Feuer, das war sie! Großer Gott! Welches entsetzliche Geschrei! Das klang ja gerade, als wenn hier einer in der Nähe schrie! Vielleicht im Zimmer nebenan. Das war eine Frauenstimme und es klang wie Verdas — meiner Frau — Stimme.

Ja, meine Frau! Meine Frau, an die ich ununterbrochen denken muß. Ja, Verda, die ich in einer Zeit zu meiner Gattin machte, wo Frauen und Frauenliebe für die meisten Männer wenig oder garnichts bedeuten.

Einen solchen Schrei, wie den eben gehörten, stieß sie an jenem Tage aus, als durch die chemische Analyse die Schuld Gerhard Carstrops bewiesen wurde.

(Schluß folgt.)





Stirbt einer, der Freunde sich erworben,
So kann man sagen: er ist gestorben;
Stirbt einer, der keinem Liebe bot,
So sagt man richtiger: er ist tot.



Das Rechnungsbuch der Hausfrau.

Sache der Frau ist es, die Gelder, die der Mann durch ihre Hände gleiten läßt, praktisch und rationell zu verwerten. Sie wird dies nur dann gut und zum besten der Ihrigen können, wenn eine vergleichende Uebersicht sie bei Jahresabschluß in den Stand setzt, da zu reduzieren, dort zu erhöhen, da zu sparen, dort mit vollen Händen zu geben. Beim Jahresabschluß übersieht man die diversen Kolonnen, gewinnt einen Einblick, was man für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Mobiliten, Heizung, Beleuchtung, Gesundheitspflege, Geistespflege, Rechtsschutz, Versicherungen, Lotterien, Theater, milde Zwecke u. s. w. ausgegeben hat. Unwillkürlich drängen sich einem Reflexionen derart auf: Steht die Summe, die du für — beispielsweise — Gesundheitspflege verausgabtest, im Verhältnis mit der für Vergnügungen angewandten? Wäre es nicht richtiger, die Ausgaben für die Toilette zu gunsten derjenigen für Wohnung der Geistespflege zu reduzieren? Ist das Konto für Konsumwaren nicht enorm hoch, das für Reisen, Bücher, Zeitschriften zu karg bemessen? — Solche Erwägungen führen dann sicher zu manchen nicht unwichtigen Änderungen.

Nicht nur die angeführten Ausgaben wollen miteinander verglichen sein, auch innerhalb jedes einzelnen Rahmens sind Vergleiche anzustellen. Bei den Ausgaben für Nahrung wäre beispielsweise zu erwägen, was für Mehl, Backwaren, Kartoffeln, Obst, Gemüse, Fleisch, Geflügel, Eier, Fische, Konserven, Extrakte u. s. w. verausgabt worden, — bei den Ausgaben für Kleidung, was für Leib-, Bettwäsche, Männer-, Frauen-, Kinderkleider, Fuß-, Hand-, Kopfschleierung, Putz und Schmuck, Sonnen- und Regenschirme u. s. w., — die Ausgaben für Wohnung umfassen die Rubriken: Miete, Betten, Mobiliten, Küchengeräte und Rouleaus; bei den Ausgaben für Gesundheitspflege sind Bäder, Aerzte, Medikamente, Krankenlinsenbeiträge in Erwägung zu ziehen; bei denen für Geistespflege: Schulgeld, Lehrgeld, Hauslehrer-Honorare, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften u. s. w. Auffallend ist es da gar oft, wie leichtens derjenige man für Wohnungs-Einrichtung, Toiletten, Gesellschaften große Summen ausgeworfen hat, wie kärglich der Etat für Lehrer, Aerzte, Bäder, sanitäre Hauseinrichtungen bemessen ist. Absolut notwendig ist ein Rechnungsbuch besonders für diejenigen, deren Budget begrenzt ist, die nicht aus dem Vollen schöpfen können, aber auch für diejenigen, die nicht durch die liebe und leidige Notwendigkeit gezwungen sind, Ersparnisse zu machen, ist eine korrekte Buchung aller Ausgaben von Nutzen.

Die Ausgaben gut buchen, oft übersehen, sie ihrem Wert nach prüfen und vergleichen, sei deshalb allen Hausfrauen dringend empfohlen.



Praktische Winke.

Schwarzes Tuch.

Um zu erkennen, ob schwarzes Tuch gut gefärbt ist, bediene man sich folgenden Verfahrens: Man löst in destilliertem Wasser ein wenig Sauerleesalz auf, befeuchtet mit dieser Lösung einen Kork und prüft mit demselben die Farbe, indem man mit demselben das Tuch bestreicht. Wenn die Farbe gut ist, hinterläßt das Sauer-

leesalz einen olivengrünen Flecken, ist der Stoff dagegen mit einem Kupfer- oder Eisenvitriol oder anderen Substanzen schlechter Qualität gefärbt, hinterläßt das Salz eine orangegelbe Farbe. (Schlecht gefärbte Stoffe brechen leicht, weshalb das Verfahren zu empfehlen ist.)

Ueber das Stopfen der Strümpfe.

Es ist genügend erwiesen, daß die meisten unangenehmen und unschönen Wucherungen und Verletzungen an der Sohle und den Fußspitzen die Folge schlecht gemachter Stopfeinsätze der Strümpfe sind. Es sollte daher jede Hausfrau, deren Zeit es gestattet, die schadhafte Teile des Strümpfes, anstatt durch zu vieles Stopfen, lieber durch Anstrichen wieder herstellen. Man sehe dann besonders darauf, daß sowohl das Garn, wie die Nadeln in derselben Stärke gewählt werden, wie es ursprünglich bei dem Strümpfe in Anwendung kam, um die Gleichheit des Gewebes zu erreichen. Die Gesundheit des Fußes bedingt nicht allein ein häufiges Wechseln der Strümpfe, sondern dieselben müssen auch ganz passend gearbeitet sein; sie dürfen weder zu kurz, noch zu lang und eben so wenig zu weit sein. Vor allem aber vermeide man das Tragen vielfach gestopfter Strümpfe, welche Blasen und Hautabschürfungen verursachen und häufig die bedauerndsten Uebel hervorrufen.



für fleissige Hände.

Verwendung leerer Zigarrenkisten.

Leere Zigarrenkisten lassen sich sehr gut zu hübschen Schatullen umgestalten, wenn man ein wenig Mühe daran wendet. Besonders flache Kistchen lassen sich gut verwenden. Nachdem das Papier mit heißem Wasser abgelöst und die Kiste am offenen Fenster getrocknet wurde (sie trocknet schnell und zieht sich nicht krumm), werden auf den Deckel und die Seitenwände einige leichte Verbschnittmuster gezeichnet und ausgeschnitten. Der Deckel muß des eingebrannten Zeichens wegen umgedreht werden. Das Holz ist zum Schnitzen dick genug, dabei weich und angenehm im Schnitt. Das geschnittene Kistchen wird mit Rußbaumbeize hell gebeizt und mit Bohnermasse spiegelblank poliert. Dann wird der Deckel mittels eines Bändchens wieder an die Kiste geklebt und diese mit Brokatpapier austapeziert. Dann schraubt man kleine runde Messingfüßchen ein, an Wand und Deckel kommt vorn ein Druckschloß, das man, wie die Füßchen, um einige Pfennige bekommt, und das Briefkistchen ist fertig.



Blühende Sträucher im Wasserglas.

Recht hübsch ist eine Blütenpracht im Zimmer, wenn draußen noch Frost herrscht und der Winter das rauhe Szepter führt. Mitten im Winter kann man sich mit leichter Mühe den Frühling in die Stube zaubern; und es kostet nicht einmal etwas, oder doch nur sehr wenig. Nur verstehen muß man es. Wir wollen hierfür eine Anweisung geben. Man schneide von Bäumen und Sträuchern 20 bis 30 Zentimeter lange, mit Knospen versehene Blütenzweige. Recht empfehlenswert sind Süß- und Sauerkirschen, die Weidenforten, persischer Kleeber, rote und weiß gefüllte Mandel- und andere Sträucher. Zuerst bringe man die abgeschnittenen Zweige in ein ungeheiztes Zimmer, damit sie austauen. Nach einigen Stunden schneidet man mit einem Messer die Schnittflächen ab und setzt die Zweige in schmale Gläser mit lauwarmem Wasser gefüllt. Acht Tage läßt man sie im Halbdunkel im geheizten Zimmer stehen, indem man täglich lauwarmes Wasser nachfüllt. Bald bemerkt man, wie die Zweige anfangen zu treiben. Allmählich bringt man die Zweige dem Lichte näher, und endlich werden die Gläser ins Doppelfenster gestellt, wenn es draußen nicht zu kalt ist. Immer weiter treiben die Zweige, entwickeln Blätter und Blüten und gewähren allem ein reizendes Bild.



Nr. 14.

Donnerstag, den 2. April 1903.

18. Jahrgang

Kein Unterschied.

Der Reichstag ging in die Ferien,
Nun singen die Mäuse ihr Lied:
„Ob Sitzung ist oder keine,
Wir sind doch immer alleine,
Es ist kein Unterschied!“

Der verkaufte Storch.

Der brave Storch, Freund Adebär,
War einst beliebt in weit'len Kreisen,
Jetzt will man ihm den Kranz entreißen,
Man stempelt ihn zum Räuber gar.

Die Jäger schimpfen ohne Ruh:
„Mit einem Storch ist nicht zu spaßen,
Er frißt sogar die kleinen Hasen
Und Rebhühnküken noch dazu!“

In Bayern sagt man gar mit Fleiß:
„Als Räuber lebt der Storch mitunter
Und das ist kein Wunder,
Er trägt „Schwarz-Weiß, er is a Preuß!“

Du armer, armer Adebär,
Nuch du mußt drunter leiden,
Dah' sich die Deutschen streiten
So heut wie immerdar!

Wau-wau.

Ein Auftrag.

Von Ch. Tamber.

In dem einfach, fast örmlich eingerichteten Stübchen, das als Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer dienen muß, ist es ganz still bis auf das leise Kriechen der Feder. An dem mit unzähligen Papierblättern, beschrieben und bedruckt, bedeckten Tisch sitzt sie tagaus, tagein, die blass kleine Schriftstellerin. Sie arbeitet fürs tägliche Brot.

Ein lautes Klingeln schreckt sie von ihrem Stuhle auf. Sie muß natürlich selbst öffnen, denn ihr steht keine Bedienung zu Gebot.

Vor der Korridorthür wartet ein elegant gekleideter, noch ziemlich junger Mann, der sich höflich verbeugt und seine Visitenkarte überreicht.

Irma wirft einen Blick darauf, es ist ein ihr unbekannter Name: „Otto Miers.“ Da die Höflichkeit eine ihre Haupteigenschaften ist, bittet sie den Herrn einzutreten.

Er zeichnet sich durch großes Selbstbewußtsein aus und läßt sich auf den ihm angebotenen Sitz behaglich nieder.

Irma glaubt den Zweck seines Besuches zu errathen; sie fertigt zuweilen Gelegenheitsgedichte an. Ihre Feder hat ihr bisher weder viel Geld, noch auch nur ein wenig Ruhm eingebracht — es reicht kaum hin, um das Leben nothdürftig zu fristen und manchmal heißt es auch hungern.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ fragt sie höflich. „Wollen Sie ein Gedicht bestellen?“

„Ein Gedicht? Ja, gewiß — ein — nun ein Geburtstagsgedicht!“

„Very well. Darf ich fragen, für wen? Ich möchte gern einige Anhaltspunkte haben —“

„Willingly . . . Das Poem ist für eine ältere Dame bestimmt, eine edle Wohlthäterin, die schon viel Noth und Elend gelindert hat und sich selbst durch krassen Unbarmherzigkeit nicht beirren ließ in ihrem menschenfreundlichen Wirken —“

„Vortrefflich! Das ist ein dankbares Thema, daraus läßt sich viel machen . . . Wann soll das Gedicht fertig sein?“

„Morgen schon, wenn möglich. Ich darf es wohl selbst abholen?“

„Bitte sehr.“

Er verabschiedet sich und Irma geleitet ihn freundlich bis zur Korridorthür.

„Wieder einen kleinen Verdienst!“ sagt sie sich selbstzufrieden.

Und dann geht sie an die Arbeit.

Am andern Tage, als sie gerade eine trodene Schrippe zum Frühstück verzehrt, kommt Herr Miers und begrüßt sie wie ein alter Bekannter.

„Das Gedicht ist fertig.“

Sie überreicht ihm das Blatt.

„Reizend! Wundervoll!“ lobt er übertrieben.

Und dann beginnt er von den vielen unbekannten Talenten zu reden, die da in Verborgenheit oft auch in Noth und Entbehrungen dahin vegetieren müssen und nicht durchbringen können.

Irma sitzt wie auf Kohlen. Auch ihr ist die Zeit zu kostbar um sie mit einem Fremden unnütz zu verplaudern. So praktisch ist sie in Berlin geworden. Aber sie muß Rücksicht nehmen auf den Auftraggeber. Vielleicht gibt er ihr noch öfter etwas zu verdienen.

„Gnädiges Fräulein — ich habe noch eine Bitte an Sie —“ sein Gesichtsausdruck verändert sich sonderbar, er erhebt sich

und tritt nahe an sie heran, die frühere Sicherheit ist geschwunden — ich bin — augenblicklich in großer Verlegenheit . . . meine Mittel sind zu Ende — eine Stellung habe ich nicht — könnten Sie mir — ich habe gestern und heute nichts gegessen —“
Und er sieht wirklich ganz matt und bleich aus, der Arme, beinahe scheint er zu wanken,
Irma freilich meint nicht recht zu hören — der Auftraggeber der elegante Herr entpuppt sich als Hilfesuchender?
Und die Sache mit dem Geburtstagspoem war also nur Komödie?

„Aber weshalb bestellten Sie denn das Gedicht?“

Ganz zerknirscht und dehnüthig steht er nun vor ihr.

„Ach, dazu kam ich erst, als Sie gestern fragten, ob ich eines bestellen wolle — da ging ich darauf ein — verzeihen Sie mir — ich bitte Sie kniefällig um etwas zu essen, ich falle um vor Hunger — nur ein Stück Brot, wenn nichts anderes —“

Er sinkt erschöpft auf den Sitz zurück. Irma befürchtet wirklich einen Schwächeanfall. Und da sie eine gute, mitleidige Seele ist und aus Erfahrung weiß, wie weh die bittere Noth thut, geht sie rasch in die kleine, fast leere Küche, um einen Imbiß zusammenzufuchen.

Es ist leider, wie gewöhnlich, nicht viel da, nur etwas Schmalz und Brot und — ein seltener Luxus — eine Flasche Bier.

Der junge Mann verschlingt die Schmalzstullen ohne Belag mit beängstigendem Heißhunger. Die Bierflasche ist ebenso schnell geleert.

Und dann erschöpft er sich in Dankesreden, noch in der offenen Corridorthür versichert er seine heiße Dankbarkeit und schwört, das Gedicht zu bezahlen, sobald seine finanziellen Verhältnisse sich gebessert haben würden.

Am Irmas seine Lippen haucht ein leises Lächeln.

„Armer Kerl!“ murmelt sie.

Am Nachmittag, als sie sich zum Ausgehen anleidet, kann sie ihre goldene Uhr nicht finden.

„Gestern Abend lag sie doch noch auf der Glasschale, da . . . oder sollte ich sie heute früh anders wohin gelegt haben?“

Ein bischen zerstreut ist sie ja zuweilen, das gesteht sie selbst zu.

Und sie sucht und sucht überall.

„Wer sucht, der findet.“ Aber das alte Sprichwort bewährt sich hier nicht — die Uhr ist einfach verschwunden, mit ihr die Kette, ein Erbstück.

Sehr betrübt sieht Irma ihr einfaches schwarzes Hütchen auf. Dabei schießt ihr ein Gedanke durch den Kopf: Sollte gar der Mensch, Otto Miers — nein, das ist nicht auszubedenken.

Es klingelt. Der Briefträger ist's.

Die Adresse zeigt eine fremde Handschrift.

Irma öffnet das Koubert und zieht einen beschriebenen Zettel und einen — Pfandschein heraus.

Und sie liest:

Hochverehrteste Dame!

Ich bitte Sie kniefällig um Vergebung wegen des — der Entwendung. Die Uhr befindet sich nun im königlichen Leihamt Straße Nr. . . . Den Pfandschein sende ich Ihnen hier. Sobald es mir möglich wird, sende ich auch die Summe, welche ich für den Werthgegenstand erhalten.

Zu Gegen diensten stets bereit

hochachtungsvoll

Otto Miers.“

„Ein ehrlicher Dieb!“ murmelt Irma.

Bor-Verseuche.

(Experimente in unserem Gesundheitsamt.)

Man nehme ein Karnidel

Und packe es beim Widel,

Man sperr' ihm auf die Schwauze

Und stopfe ihm die Blauze

Mit Bor

Mit reinem Bor;

Ein Pfund wird schon genügen

Man sieht das Mißvergnügen

In des Karnidels Zügen,

Die nie im Ausdruck lügen.

Dann brüde man die Masse

Durch der Gedärme Gasse

Hinab so tief als möglich,

Das quält das Thier unsäglich,

Es scheint ihm unerträglich.

Das Bor,

Das reine Bor.

Man reibt man das Karnidel
Mit einem Mißkartifel

Von Bor,

Und Chlor,

Man reibt ihm ein den Rücken,

Das wird gewaltig jucken

Und gar nicht sehr entzücken

Das Thier, das man erlor

Als das Objekt für Bor.

Worauf man dann umwidel

Dasselbige Karnidel

Vom Schwauze bis zum Ohr

Mit einem Gaze-Flor,

Der imprägnirt mit Bor.

Zum Schlusse muß man es steden

In ein sehr tiefes Beden,

Da gibt man ihm zu schmeden

Ein Bad, worin zuvor

Von Bor,

Von reinem Bor

Gelöst sind ein'ge Pünnde

Nach einer guten Stunde

Holt man das Thier empor

Vom Bor,

Worauf man konstatirt:

„Karnidel ist freipirt!“

Man zieht die Konsequenz,

Das schädlich ist immens,

Wie deutlich ging hervor,

Das Bor,

Und kommt zu dem Prinzip,

Daß man im Wurst-Betrieb

Und auch beim Wurst-Genuß

Das Bor verbieten muß.

Lust. Bl.

Na, alles geht vorüber!

Von Fritz von Bihewitz.

Man rührt sich zu den Wahlen

Kings bei den Liberalen,

Die rothen Demokraten

In Feuer schon gerathen,

Wie wird drauf los jeredet,

Die Menschheit angeödet,

Man quasselt, wie im Fieber —

Na, alles geht vorüber!

Ach!

Auch ich, als Mann vom Adel

Muß reden, ohne Tadel

Muß jedem Bauernknoten

Selbst drücken sanft die Poten,

Muß als Patron mich zeigen,

Dem Menschenliebe eijen,

Der Knecht heißt jetzt: „Mein Vieber!“ —

Na, alles geht vorüber!

Ach!

Wir Menschen, wir sind Brüder!

Erklär' ich immer wieder,

Traktir mit Bier und Rimmel

Sogar die Stallknechtstümmel,

Damit sie nicht verfehlen

Im Juni brav zu wählen, —

Tott, ist der Quark mir über! —

Na, alles geht vorüber!

Ach!

Doch wenn die Wahl beendet,

Das Blatt sofort sich wendet,

Die Tonart wird die Alte,

Weil auf Respekt ich halte,

Muß ist das Händedrücken,

Dann muß der Plebs sich hücken,

Sonst giebt es Nasenstüber!

Na, alles geht vorüber!

Ach!

Bau-wan.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der eitle Falschspieler.

Der Bäckergehilfe Wilhelm Löffler ist wegen Betruges und Falschspiels angeklagt. Mit tiefem Ernstem Gesicht, fast traurig blickt er sich um, als er den Gerichtssaal betritt. Er schüttelt mit dem Haupte, während er sich laut leufzend auf die Anklagebank setzt.

Richter: Sie sollen falsch gespielt haben? Was und wo haben Sie gespielt?

Angell.: O Gott, Herr Gerichtshof, was ist das für 'ne Welt? Mir, mir, den reißtesten Menschen unter der Sonne, unter Gottes Himmel, mir so was zuzubraun, das ist schonst mehr, wie Sünde, aber was kann das Jammern helfen, ich steh' vor' i Kriminal, vor meine ird'schen Richter und da —

Richter: Hören Sie auf mit den blödsinnigen Reden. Wo spielten Sie immer?

Angell.: Immer ha't nich gespielt, blos manchmal, das Nachmittags in 'ne Kneipe, 'n ganzen unschuldigen Kopp, Schafskopp, manchmal ooch'n Doppelskopp, ooch Sechsunfzig, ooch mal 'n Skat, aber dadrin bin ich keen Meister nich, das ist allens. Ich wech ja, das de Bäcker so'n Kuf ha'm, das se Spielraben sin, ich bin aber 'ne Ausnahme, ich spiele blos zu't Bajneien.

Richter: Glückspiele haben Sie nie gespielt?

Angell.: Glückspiele? Ne, nich um das Welt! Gott, mal 'n bißken meine, deine — oder mal 'n bißken jepokert — oder mal 'n bißken —

Richter: Nun, das reicht schon aus. Sie sollen falsch gespielt haben.

Angell.: Falsch? Ich bin ganz entsezt lieber so 'ne Gemeinheit, von mir so was zu behaupten. Herr Gerichtshof, jedes Mal, wenn ich Glück hatte, das heißt, wenn ich mal 'n paar Fennije jeeuon' hatte, dann machten die Andern Rabau und schimpften mir 'n Bedriejer. Ich wollte schonst jar nich mehr mit se spielen. Aber was sollte ich machen, wenn ich in't Fatal kam und mir de Rachte je'm ließ —

Richter: Weshalb ließen Sie sich stets sofort die Karten geben?

Angell.: Na blos, weil ich mich de Rachte lesen wollte, ich bin een aberjäubischer Luder.

Richter: Ich werde Ihnen sagen, weshalb Sie sofort die Karten nahmen?

Angell.: Na?

Richter: Um die Andern zum Spielen zu reizen.

Angell.: Ne, wahrhaft'jen Gott nich. Aber was wahr is, muß wahr blei'm. Se kamen ran wie de Museratten und das Spiel, das Schöj jing los.

Richter: Es wird behauptet, daß Sie eine ganz besondere Geschicklichkeit, eine hervorragende Kunstfertigkeit im falschen Spiele bewiesen haben.

Angell. (geschmeichelt lächelnd): Kunstfertigkeit? Das ha'm die Brieder anje'm. Na Gott, Herr Gerichtsrath, so ganz dow man so nich. 'N bißken nachgeholfen ha't ja immer.

Richter: Gewiß, Sie sollen das ja großartig gemacht haben.

Angell.: (sehr stolz und sehr schnell) Da ha'm Se recht, Herr Gerichtshof, großartig! Bei jedem Spiel hatte ich 'ne andre Nummer. (prahlerisch): Ich habe die Brieder rinjeleht, das keen Doge drocken jebli'e'm is. Lassen Se mal acht. Bei meine Tante, deine Tante, da zoch ich de Rachten von unten, wissen Se, mit'n nassen Daum, und bei eenunzwanzig hatte ich immer 'n paar Rachten uf'n Knie oder mang 'n Aermel stecken. Bei't Pokern betselbichte. Alle Dogenblicke hatte ich vier Aesse; na die erstaunten Gesichter von die bößigen Affen, wenn ich so 'ne volle Lament uf'n Tisch des Hauses niederlechte.

Richter: So, na dieses Geständnis genügt uns vollkommen.

Angell. (wie aus den Wolken gefallen): Was? Geständnis? Wer hat was jestaan? Jar nisch, jebis ja jarnich. Ich valeusen allens, was ich hier esacht habe. Ich habe doch ooch mal Malon jelernt, ich wer' doch meine Mitmenscheit nich mit so'ne Bedriejereien rinlesen.

Der Angeklagte wird zu 1 Jahre Gefängnis verurteilt.

Angell.: Du ha't mir selber rinjeleht. Aber et is mich ganz recht, was sehe ich mit so'ne Brieder hin. Und ich Giel, ich sehe noch gute Lehren hier, wie man't macht bei't Pokern und bei —

Der Angeklagte wird abgeführt.

Der Mittelland-Kanal.

Das Schicksal ist schon lange kund,
Vom Mittelland-Kanal,
Der Vi-La-Bandwirthsbund
Lehnt ab ihn zum Skandal!

Graf Bülow war ein kluger Mann,
Zog den Kanal zurück.
Und mi-ma-machte dann
Beim Posttarif sein Glück.

So manchem war das nicht egal,
Er opponierte laut:
Der Vi-La-Laus-Kanal
Wird doch noch mal gebaut.

Und im Geheimen, ach herrje!
War man sehr fix dabei,
Man zi-za-zappelte,
Was wohl das beste sei.

Nun ward zur Wahrheit das Gerücht,
Ja der Beschluß ist da; — —
In Di-La-Deutschland nicht,
Rein, in Amerika!

Bau-wau.



Aus der Instruktion.

Feldwebel K.: Das deutsche Reich ist durch die glorreiche Arbeit der preussischen Könige Karl der Große, Wilhelm der Große und Friedrich der Große gegründet worden und wurde die dazu gehörige Proklamation von Bismarck verlesen, wobei die Franzosen, welche dieses durch den siebzig und einundsiebziger Krieg zu hintertreiben suchten, von den deutschen Armee-truppen demnächst aber an allen Stellen geschlagen wurden, nichts machen konnten und so durch ihren Krieg das deutsche Reich eigentlich verursacht haben. So sehen wir die Wahrheit des Sprichworts: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Reingefallen.

Gattin: „Wirst Du denn auch in den vierzehn Tagen, wo ich verreist bin, auch allein ohne mich auskommen können.“

Gatte: „Aber gewiß!“

Gattin: „Wirst Du Dir auch nicht elend und verlassen vorkommen?“

Gatte: „Gott bewahre.“

Gattin: „So — na dann werde ich lieber zu Hause bleiben!“

Theorie und Praxis.

Die Schüler wurden über das Thema der persönlichen Gesundheitspflege geprüft. Ein Knabe wurde gefragt:

„Was mußt Du thun, um Deine Zähne weiß und gesund zu erhalten?“

„Ich muß sie reinigen“, war die prompte Antwort.

„Wann sollst Du sie reinigen?“

„Morgens, Nachmittags und Abends.“

„Womit sollen sie gereinigt werden?“

„Mit einer Zahnbürste.“

„Sehr gut. Hast Du eine Zahnbürste?“

„Nein.“

„Hat Dein Vater eine Zahnbürste?“

„Nein.“

„Hat Deine Mutter eine Zahnbürste?“

„Nein.“

„Aber woher weißt Du denn, daß man Zahnbürsten gebraucht?“

„Wir verkaufen welche.“

Instruktion.

Förster (vor der Jagd zu den Jagdgästen): „Ein Hund ist ein Hund und kein Gase, das wissen die Herren, nicht wahr?“

Alle: „Ja, Herr Förster!“

Förster: „Ein Treiber ist ein Mensch und ein Mensch ist kein Gase, das wissen doch auch die Herren, nicht wahr?“

Alle: „Gewiß, Herr Förster!“

Förster: „Dann brauche ich Ihnen also blos noch zu sagen, wie ein Gase ausschaut.“

Selbsterkenntnis.

Maler: „Wenn ich mal das ~~Es~~ so malen könnte, wie ich es im Kopfe habe.“

Anzüglich.

Junge Hausfrau: „Ein Skandal! Mein Mann hat das, was ich ihm gekocht habe, stehen lassen . . . Geben Sie es dem Hund!“

Köchin: „Meinen S', daß der's freffen wird?“

Schraube ohne Ende.

„In Hemdsärmeln kommen Sie hierher aufs Amtsgericht? Scheeren Sie sich fort!“

„Det jeht nich; ich derf doch hier nich den Termin versäumen!“

„Also ziehen Sie gefälligst Ihren Rock an!“

„Det jeht nich; den hab ich zu Hause jelassen.“

„Dann gehen Sie nach Hause und holen Sie den Rock!“

„Det jeht nich; ich derf doch hier nich den Termin versäumen!“ (usw. wie oben.)

Grob.

Mutter: „Wie konnten Sie es wagen, mein Herr, meine Tochter gestern Abend in dem dunklen Garten zu küssen?“

Herr: „Jetzt, wo ich sie bei Tage gesehen, wundere ich mich selbst darüber.“

Rismet.

„Früher hat mein Mann kutschirt, da sind ihm immer die Pferde durchgegangen. Jetzt fährt er Automobil, da geht ihm der Motorwagen durch. Und wenn er mal keinen Sport mehr treibt, dan geh' ich ihm durch.“

Kathekerblüthe.

In der oberbayerischen Hochebene schneit es im Winter jeden zweiten Tag acht Tage lang ohne aufzuhören. Zwischendurch hat man dann das herrlichste Wetter von der Welt.

Dankbar.

Herr: „Hier haben Sie etwas . . . und dann hätt' ich auch Arbeit.“

Bettler: „Schön, ich werd' Ihnen einen herschicken.“

Verlängerte Qual.

Frühgebundene Braut: „Dort kommt meine Freundin Bertha, der unaussprechlichen Person bringe ich meine Verlobung tropfenweise bei.“

Stimmt.

„Die Frau des Oberlehrers kommt mir etwas beschränkt vor, wie ist er eigentlich zu der gekommen?“

„In Gesellschaften pflegte er ihren Gesang auf dem Klavier zu begleiten.“

„So, dann hat er also die Gans beim Flügel erwischt.“

Deshalb.

Afrikareisender: „Sie werden sich wohl wundern, daß Sie hier an den von mir erbeuteten Löwenfellen keine Schutzbeschildigung entdecken können?“

Besuch: „Oh, gar nicht, Viecher sind jedenfalls immer vorher aus der Haut gefahren.“

Allerdings.

„So, Dein Herr ist so naiv?“

Johann: „Ja, er meinte neulich, indem er mir eine seiner Cigarren anbot: Hier Johann rauche einmal eine feine Havana, wie Du sie noch nie geraucht hast!“

Verwünschung.

Beigelstein (im Streite mit seinem wucherischen Gläubiger): „Du Eisen sollst werden und umsonst wuchern müssen.“

Offenherzigkeit.

„Du glaubst also nicht, Liebste, daß Deine Eltern gegen unfere Verbindung etwas einzuwenden haben werden?“

„O nein, ganz im Gegenteil! Die sind seelenvergnügt, daß endlich Einer angebissen hat.“

Durch die Blume.

„Liebe Frau, Du gestattest, daß ich Dir die berühmte Sängerin Signorina Cagliari vorstelle.“

„Es freut mich sehr, liebes Fräulein, Sie kennen zu lernen. Ich wollte Ihnen schon längst sagen: in Briefen schreibt man „Du“ immer groß.“

Kindermund.

Lehrer (zu Karlchen, einem Architektenjüngchen): „Nun weißt Du auch, warum der Thurmbau zu Babel unterbrochen war.“

Karlchen: „Weil der Plan vom lieben Gott nicht genehmigt wurde?“

Aus den „Tit-Bits.“

„Was würden Sie thun, wenn Sie Klavier so spielen könnten, wie ich?“ fragte die junge Dame das Hausmädchen.

„Sicherlich, Fräulein“ entgegnete sie, „ich würde nicht entmuthigt werden, sondern ruhig weiter lernen, bis ich anständig spielen könnte!“

Eine liebende Mutter schickte ihren kleinen Sohn zu Verwandten aufs Land, und nach einer Wocheerster Besorgniß erhielt sie folgenden Brief:

Liebe Mutter!

Ich bin hier sicher angekommen. Es ist ein sehr netter Ort, wo man viel Spaß haben kann. Ein Dorfjunge und ich haben in einem Boote gerudert, das Boot fiel um, und ein Mann hat mich aus dem Wasser gezogen. Ich habe so viel Wasser geschluckt, daß ich für eine lange Zeit gar nicht wußte, was passiert war. Der andere Junge wird begraben, so bald sie ihn finden. Seine Mutter kam aus ihrem Hause und hat fürchterlich geweint.

Heute Abend haben mehrere Jungen und ich uns verabredet eine alte Scheune in Brand zu stecken. Ich muß dabei sein und den Spaß mitmachen, sonst wäre ich doch nicht Dein Junge. Meine Uhr habe ich verloren, das thut mir leid. Ich werde einige Schlangen und Eidechsen mit nach Hause bringen, und wenn ich noch Platz in meinem Koffer habe, so bringe ich auch noch eine zahme Krähe mit.

Tante Edith: Nun, mein Engel, und was sagst Du denn zu Deinem kleinen Schwesterchen?

Klein Elise: Ach, Tante, ich bin schrecklich enttäuscht von ihr!

Tante Edith: Enttäuscht? Aber, liebste Elise, ich verstehe Dich nicht.

Klein Elise: Ja, das bin ich; sie sieht auch nicht ein bißchen feiner aus als das Baby unserer Waschfrau.

Mutter (ihren Sohn aus der Speisekammer jagend): Wie viele Male soll ich dir eigentlich sagen, daß du nicht an die Marmelade gehen darfst!

Kleiner Baby (schluchzend): Du brauchst es gar nicht mehr zu sagen, Mama — der Topf ist leer.

Bertha: Ich glaube, Harry ist in seiner Dummheit zu allen fähig.

Bessie: Ja, das glaube ich auch. Nebenbei gesagt, Liebste, da fällt mir gerade ein: gestern Abend hörte ich, wie er sagte, daß er dir einen Heirathsantrag machen wolle.

„Jener Schußmann erinnert mich an einen Regenbogen.“

„Wieso?“

„Er ist immer da, wenn der Sturm vorüber ist.“

„Ich möchte wohl wissen, wer die Phrase: „Schweigen ist Gold“ erfunden hat.“

„Wahrscheinlich ein armer Kerl, der eine Frau, einen Papagei, einen zehnjährigen Jungen, einen Phonographen und einen Barbier hatte.“

Vexirbild.



Wo bleibt denn der Johann heute wieder? Da ist er ja! Wo?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil W o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.